

DIE
ENTWICKELUNG DER SCHRIFT.

Wir können, wir dürfen keinen sprachwissenschaftlichen Gegenstand untersuchen, ohne sogleich zu fragen, was hat Wilhelm von Humboldt über ihn gelehrt? Wenn wir auch, nach allem was wir schon von ihm wissen, nicht hoffen können, bei ihm eine genügende Darlegung der Sache zu finden, so steht doch allemal mit Gewißheit zu erwarten, daß wir von ihm fruchtbarste Anregung und auch wirkliche tiefste Belehrung erhalten werden — nur wird sie nicht von der Oberfläche zu schöpfen sein; wir sind sicher, Humboldt nicht anders zu verlassen, als ungemein durch ihn bereichert — nur wird es nicht geschehen, ohne uns zuvor durch Dunkelheiten und Widersprüche hindurchgearbeitet zu haben; kurz, kräftig zersetzende Kritik ist die einzige Weise geistiger Aneignung.

Wir besitzen zwei Arbeiten von Humboldt über Schrift: „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ (Akad. Abh. gel. am 20. Mai 1824.) und: „Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache“. Diese letztere Arbeit, dem zweiten Bande über die Kawi-Sprache und dem besondern Abdrucke der Einleitung in dieses Werk beigefügt, soll nach Angabe ebenfalls in der Akademie und zwar am selben Tage wie erstere gelesen sein! Es ist mindestens eben so wichtig, das Verhältniß dieser beiden Arbeiten zu kennen, wie das zweier Werke eines alten Classikers. Wir haben hier wieder ein Beispiel, wie selbst in unsern Tagen philologische Schwierigkeiten entstehen können, und ein Sei-

tenstück zu dem bekannten Streit der beiden berühmtesten Philosophen neuerer Zeit, wem von ihnen ein in ihrer Zeitschrift abgedruckter Aufsatz gehöre. Das Verhältniß aber der beiden Humboldt'schen Arbeiten zu einander, in deren keiner auf die andere verwiesen wird, scheint uns folgendes. Die letztgenannte ist unvollendet geblieben. Ursprünglich für die Lesung in der Akademie bestimmt, wie die Worte zeigen (S. 7.): „Ich habe zu einer andern Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht“ mußte sie doch bald die Bestimmung einer besondern ausführlicheren Schrift erhalten haben, da es zwei Seiten weiter heißt: „Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen.“ Die nach diesen Worten ausgesprochene Aufgabe der Arbeit, „nach einander von der Bilder-, Figuren- und Buchstabenschrift und der Entbehrung aller Schrift zu handeln“ überschreitet die Grenzen einer akademischen Abhandlung bei weitem, der man auch keine Einleitung vorzusetzen pflegt. Die Erörterung der Bilderschrift ist für eine solche schon zu weitläufig (38 S. 4^o), und doch ist sie noch nicht vollendet. Zur Bestimmung des Zeitverhältnisses beider Arbeiten muß der Standpunkt der Entzifferung der Hieroglyphen dienen. In der im März 1824 gelesenen Abhandlung: „Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern“, wird nur dessen „Lettre à Mr. Dacier“ citirt. Desselben „Précis du système hiéroglyphique“ war ihm also damals noch unbekannt. Dieses Werk ist nun in demselben Jahre erschienen. Es ist ihm aber auch bei der Abfassung der Arbeit über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache noch nicht bekannt gewesen. Diese muß also ebenfalls aus dem Winter $\frac{23}{24}$ stammen, wie nicht bloß aus dem Mangel der Citirung des Précis, sondern aus Humboldt's in ihr sich äussernden geringen Kenntniß der Hieroglyphen hervorgeht. Dennoch wird gerade am Anfange der Arbeit (S. 12.) das „Précis“ angeführt. Hieraus folgt, daß dieses Werk kurz nach Lesung der Abhandlung im März Humboldt zugekommen sein muß. Es war ferner natürlich, daß er jetzt seine Arbeit anfangs zu verbessern gedachte, bald aber liegen liefs, weil

des Précis Aussichten eröffnete, die jedes bestimmte Urtheil über das Wesen der Hieroglyphen unmöglich machten. Jetzt mochte Humboldt zu seiner ursprünglichen Absicht, die allgemeinen Punkte über das Wesen der Schrift in der Akademie vorzutragen, zurückkehren. So entstand die oben genannte akademische Abhandlung, welche den Inhalt der Einleitung der erstbeabsichtigten Arbeit in sich aufnahm und auch ungefähr den Gang inne hält, der jener bestimmt war.

In diesen Arbeiten lehrte der Gründer der Sprachwissenschaft zuerst eine tiefere Auffassung des Wesens der Schrift, eine vor ihm ungeahnte; und bedenken wir, wie die Sprache sich beinahe von selbst schon als etwas dem Innern entspringendes ankündigt, wie ihr Zusammenhang mit dem Volkscharacter schon seit langem nicht unbeachtet geblieben ist, die Schrift dagegen sich zunächst als etwas ganz Aeußerliches darbietet und immer so angesehen wurde, so muß uns die Schärfe des Blickes, durch welche Humboldt sie mit der Sprache in innigern Zusammenhang brachte, die Genialität, mit der er ihren Grund in den geheimnißvollsten Tiefen des Volksgeistes fand, noch mehr unsere Bewunderung erregen, als seine Verdienste um die Sprachbetrachtung. Diese Bewunderung soll und kann durch die folgende Kritik nicht verkümmert werden; aber sie soll dadurch aus der warmen, doch energielosen, unfruchtbaren Unbestimmtheit in die klarere Erkenntniß erhoben werden. Einen andern Dank als diesen verlangt Humboldt nicht oder weist er vielmehr zurück.

Wir können aber schon die Ueberschrift der Abhandlung nicht unangefochten lassen: „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau.“ Warum lautet sie nicht überhaupt: über die Schrift? da doch die erste Seite schon zeigt, daß in ihr auch von den andern Schriftarten die Rede ist, und der Schluß der Abhandlung, welcher an geschichtlichen Beispielen den behaupteten Zusammenhang nachweisen soll, nur den Mangel der Schrift bei den Amerikanern bespricht. Was soll ferner das Und? Wird denn hier noch in anderer Beziehung von der Buchstaben-

schrift gesprochen, als die in ihrem Zusammenhange mit der Sprache liegt? Nein! denn wenn auch noch der Erfindung, Annahme und Bearbeitung des Alphabets gedacht wird, so geschieht dies eben nur mit Rücksicht auf dessen Zusammenhang mit dem Sprachbau, nicht daß diese Gegenstände an sich betrachtet würden. Gegen die Unbestimmtheit des Wortes Zusammenhang dürfen wir aber nichts einwenden, da wir nur verlangen können, daß sie im Laufe der Abhandlung gehoben werde.

Wer das nun wieder „chicaniren“ nennt, mag zusehen, wie er ohne dies Humboldt verstehen will. Mir scheint, daß eine solche Unsicherheit in der Angabe des Themas, der Aufgabe, durch die Ueberschrift nicht ohne, und vielleicht nicht ohne tiefste Bedeutung sein kann. Wir machen weiter darauf aufmerksam, wie diese Ueberschrift ganz in derselben Form gebildet ist, wie die der Einleitung in die Kawi-Sprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes.“ Die Vergleichung beider muß beiden Licht bringen: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues — nicht über den Sprachbau; denn Humboldt konnte sich diesen gar nicht anders denken als in Verschiedenheit. Das hatte er freilich zuvor zu begründen, und darum mußte er der Bestimmung des Begriffs, des Wesens der Sprache an sich einen großen Abschnitt seines Werkes widmen, dem Zusammenhange der Sprache überhaupt mit dem Geiste überhaupt. Man hätte darum wohl erwarten können, daß auch der Titel dies aussprechen und in umfassender Weise andeuten würde, daß von dem Einflusse der Sprache auf den Geist gehandelt werden solle. Es liegt demnach in beiden Ueberschriften dasselbe Vorgreifen des Ziels, ein Verfahren, welches dadurch erklärlich wird, daß Humboldt überhaupt seine bedeutsamsten Sätze weniger mit klarer Reflexion aussprach als unter dem unzergliederten Eindrucke, den die Gesamtwirkung, das Endergebnis seiner Einzelforschungen auf ihn übte. Dieses war darum so mächtig drängend, weil der geniale Instinct dieses

Endergebnis schon am Anfang vorausgegriffen, und dieses Interesse am Ziele die ganze Arbeit veranlaßt hatte. Die Erscheinung der Sprachverschiedenheit war es, die Humboldt zur Sprachwissenschaft getrieben hatte, und sie mußte sich auch in der Ueberschrift seines abschließenden Werkes vordrängen. So ließe sich wohl sagen, daß hier, und noch deutlicher bei der Abhandlung über die Buchstabenschrift die Benennung a potiori genommen sei. Denn was Humboldt zeigen wollte, daß wegen des Zusammenhanges der Schrift mit der Sprache die Buchstabenschrift allein allen Anforderungen der Schrift genüge, das wollte sich schon im Namen kund geben.

So scheint uns nun auch das Und erklärlich. Es dient dazu — doch dient ist nicht der treffende Ausdruck; denn nicht der Absicht sondern dem Drange des wissenschaftlichen Gefühls verdankt es seinen Platz — es wirkt, sollte ich sagen, daß jene bedeutsamsten Begriffe, Sprachverschiedenheit und Buchstabenschrift, wie sie in Humboldt's Gefühl in vorherrschender Kraft lebten, so auch im Ausdrucke selbständig hervortreten, indem es ihnen eine absolute Stellung gibt. Das Und ist also mehr als ein bloßes „nämlich, und zwar“ — mit welcher Erklärung sich vielleicht mancher gern unsere Chincane erspart hätte —; seine volle Umschreibung wäre vielmehr die: über die Wichtigkeit der Buchstabenschrift, gefolgert aus dem Zusammenhange der Schrift mit der Sprache; und: über die Wichtigkeit der Sprachverschiedenheit, bewiesen aus ihrem Einflusse auf die Entwicklung des menschlichen Geistes.

Die Gleichheit der beiden Titel ist nicht vollständig; dies würde der Fall sein, wenn statt: „über die Verschiedenheit des Sprachbaues“ gesagt wäre, über die Flexion; denn nur diese stellt das Wesen der Sprache vollkommen dar, wie die Buchstabenschrift das der Schrift, was zu beweisen Humboldt's Bemühen war. Da aber der gewählte Titel der bessere ist, so sollte man vielmehr wünschen, Humboldt hätte der Abhandlung den Titel: über die Verschiedenheit der Schrift ge-

geben. Umgekehrt ist im Titel der Abhandlung der Ausdruck „Zusammenhang“ dem im Titel der Einleitung gewählten: „Einfluß“ vorzuziehen, da nur jener Humboldt's wahren, tiefen Gedanken bezeichnet. Denn es ist gar nicht der einseitige Einfluß der Sprache auf die geistige Entwicklung, was ihn beschäftigt; sondern „der wechselseitige Einfluß des einen auf das andere“, wodurch er sogleich auf den tiefer liegenden Punkt gewiesen wurde, in welchem beide zusammenhängen. Die Betrachtung des einseitigen Einflusses statt des Zusammenhanges würde nur eine mangelhafte Anschauung der Sache gewähren. Diesen Fehler hat Humboldt in der Einleitung, seinem reifsten Werke, nicht begangen, wohl aber in unserer Abhandlung nicht genug vermieden.

Denn hier betrachtet Humboldt in der That viel mehr, als erlaubt zu sein scheint, die Schrift als eine selbständige Macht, welche nicht etwa schon an sich mit der Sprache zusammenhängt, mit ihr gegeben ist, sondern als eine ihr gegenüberstehende und aus eigenthümlichem Quell auf sie einfließende Kraft. Und auch dies, diese der Schrift ertheilte Absolutheit spricht sich unbewußt in dem besprochenen, nicht verbindenden, sondern trennenden „Und“ aus.

So liegt also in der Ueberschrift der Abhandlung schon ihr Fehler, der nur dadurch erzeugt ist, daß Humboldt seinem eigenen Grundgedanken untreu geworden ist, und der sich so ausdrücken läßt, daß er den Zusammenhang einer Erscheinung mit einer andern, der Schrift mit der Sprache, in einen Einfluß verwandelte und zwar nicht, wie in der Einleitung rücksichtlich der Sprache und des Geistes geschehen ist, in einen wechselseitigen, wobei die primäre Natur des in Wahrheit primären Moments, dort des Geistes, hier der Sprache, festgehalten und dem secundären, dort der Sprache, hier der Schrift, nur eine passive, rückwirkende Kraft zuerkannt worden wäre, sondern in einen mehr einseitigen, wobei gerade das in Wahrheit secundäre Moment, die Schrift, eine active selbstthätige Wirkung erhielt, und das primäre, die Sprache, passiv angesehen wurde.

Unsere Kritik hat daher die Aufgabe, Humboldt's Grundgedanken unverrückt festzuhalten, und was sich ihm unter der Hand verschoben hat, wieder seinem eignen Principe gemäß zurecht zu rücken. Vor allem jedoch ist dies Princip selbst genau anzusehen; denn es läßt sich nicht vorstellen, daß Humboldt ihm in auffallender Weise hätte zuwider denken können, wenn ihm sein Princip klar und fest vor der Seele gestanden hätte. Daß dies nicht der Fall war, läßt sich um so eher befürchten, als wir gezeigt haben (Classification S. 25—28.), daß ihm auch in der Einleitung der Zusammenhang zwischen Sprache und Geist nicht so klar und bestimmt war, als ein sicherer Gang der Untersuchung erfordert hätte.

„Zusammenhang, Beziehung, Verhältniß“, diese Ausdrücke, welche in der Abhandlung über die Buchstabenschrift gebraucht werden, sind zu unbestimmt und werden durch die Attribute „engster, durchgängige, genaues“ nicht bestimmter, weil diese nur quantitativer, nicht, wie nöthig wäre, qualitativer Art sind. Humboldt bemüht sich in der That viel zu wenig, die Art des Zusammenhanges von Schrift und Sprache darzulegen, und eilt vielmehr, diesen voraussetzend, sogleich zur Abwägung des Einflusses der Schrift auf die Sprache und vermittelt dieser auf den Geist, ohne auch nur diesen, in Wahrheit doch nur rückwirkenden Einfluß von dem primären der Sprache auf die Schrift übersichtlich zu scheiden. Diese für die ganze Abhandlung nachtheilige Unterlassung kann ich mir nur durch eine ungünstige Stimmung erklären: — bei Humboldt's systemlosen, immer frei schöpferischen Denken ist die Stimmung natürlich von größtem Einflusse (Classification S. 22.) — da in der kurzen Einleitung zu seiner Arbeit über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache trefflich der Einfluß dieser auf jene und jener auf diese geschieden und wohl erkannt wird; wie, während letzterer, der der Schrift auf die Sprache, in der Zeit der niedergeschriebenen Literatur offenbar wird, ersterer, der der Sprache auf die Schrift, „in Zeiten zurückführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist“, d. h. in die Zeit des Werdens der Sprache

oder in die zeitlose, innerste Natur, in das Princip der Sprache. Nämlich, so bestimmt hier Humboldt den tiefern Zusammenhang beider (S. 7): „es kann schwerlich geläugnet werden, daß die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Vorzügen^o oder Mängeln größtentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen und den fördernden oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt. . . . Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergibt, in welcher sie gesprochen werden, so muß der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht bloß, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinn versehen wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäßiger für die Sprachen benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommnern umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letztern Einfluß haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.“ Von diesem „innern in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift“ will Humboldt vorzüglich reden.

Hiermit hat Humboldt den eigentlichen Mittelpunkt der Sache in seiner Tiefe getroffen. Freilich läßt diese Darlegung noch Zweifel über ihren Sinn zu. Denn wir fragen, was heißt das: „die Wirkung des Geistes auf Sprache und Schrift ist gleichartig“? Soll hiermit gesagt sein, daß beide dem Geiste gegenüber in völlig gleicher Unterordnung stehen, oder ist das Verhältniß der Schrift zum Geiste doch ein anderes,

wenn auch gleichartiges, verglichen mit dem der Sprache zum Geiste? Oder wenn überhaupt die Schrift gar nicht unmittelbar zum Geiste in Beziehung steht, sondern nur erst durch die Sprache, so fragen wir, verhält sich die Schrift zur Sprache ganz ebenso wie diese zum Geiste, oder sind beide Verhältnisse verschiedener, wenn auch ähnlicher, gleichartiger Natur? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage würde eine sehr deutliche Anschauung von der Identität der hier genannten Momente voraussetzen, wie sie sich in Humboldt's Werken nicht findet. Nur scheint unlängbar, daß Humboldt beide Verhältnisse als volle Einheit und Selbstheit gefaßt hatte, so daß Sprachsinne und Schriftsinne eines Volkes ein und dasselbe sind. Nur so konnte er von Schrift vor der Erfindung der Schrift reden. Diese Einheit, aus seiner Gesamtanschauung fließend, spricht sich gelegentlich ganz unzweideutig aus, z. B. in Folgendem: „Wo vermöge der Schärfe des Sprachsinnes in einem Volke die Sprache in ihrer echten geistigen und tönenden Eigenthümlichkeit empfunden wird, da wird dasselbe angeregt, bis zu ihren Elementen, den Grundlauten, vorzudringen, dieselben zu unterscheiden und zu bezeichnen, oder mit andern Worten, Buchstabenschrift zu erfinden, oder sich anbietende begierig zu ergreifen“ (Buchstbschr. S. 176.). Daher konnte er auch weiter behaupten, daß die Schrift nur der letzte, durch das Wesen und die Richtung der Sprachthätigkeit nothwendig geforderte Schritt der sprachschöpferischen Kraft selbst des Menschen ist, so daß ihm ohne Schrift die Sprache nicht zur vollen Entwicklung gelangt zu sein scheint. So wird ihm die Schrift zu einem Maßstabe für die Vollkommenheit der Sprache. Denn „Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache, von Lebendigkeit und Feinheit zeigende Bearbeitung ihrer Laute, und Buchstabenschrift erheischen und befördern sich gegenseitig und vollenden vereint die Auffassung und Bildung der Sprache in ihrer echten Eigenthümlichkeit“ (S. 177.).

„Nur“, bemerkt Humboldt, „geht es mit der Schrift wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirk-

samkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innern Natur wird durch äußere, zufällig scheinende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommenen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommnern eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Erstern beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstoßen würde. Indefs darf, dieser Unterbrechung ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht“ (Zush. d. Schr. S. 7). „Die Entwicklung aus Begriffen muß die Prüfung der Thatsachen begleiten, und ihr die Punkte der Untersuchung bestimmen helfen. Nach dem im Vorigen über den Zusammenhang des Sprachbaues mit der Buchstabenschrift Gesagten werden erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung der letztern nicht von der Geschichte der Sprachen selbst getrennt werden dürfen, und es wird überall auf die Frage ankommen: ob es die Beschaffenheit der Sprache, und die sich in ihr ausdrückende Sprachanlage der Nation oder andere Umstände waren, welche wesentlich auf die Art der Erfindung oder Aneignung eines Alphabets einwirkten? inwiefern diese Entstehungsweise die Beschaffenheit derselben bestimmte oder veränderte, und welche Spuren es bei allgemein gewordenem Gebrauch in der Sprache zurückliefs?“ (S. 177.)

Ueber die Genialität dieser begrifflichen Erörterung wie der daran geknüpften Frage brauchen wir kein Wort zu verlieren. Aber ist wohl jene genügend zur Beantwortung dieser? Ist diese auch nur durch jene vorbereitet, ihre Möglichkeit begründet? Nein! Wenn bei der Prüfung einer Schrift auch noch andere Umstände, als die Sprachanlage und was überhaupt in dem eignen Wesen der Schrift liegt, in Betracht kommen soll, so müßte zuvor begrifflich bestimmt sein, ob wohl überhaupt solche äußerlichen Einflüsse, welche wesentlich auf die Schrift sollen einwirken können, denkbar,

und wenn dies, in wie weit wohl annehmbar sein mögen. Nach Humboldt's begrifflicher Entwicklung des Zusammenhanges der Schrift nicht mit der Sprache, sondern mit der Sprachanlage der Nation, wäre folgerecht anzunehmen, daß Schrift und Sprache in ihrer Ausbildung gleichen Schritt halten. Der indoeuropäische Stamm z. B. müßte mindestens von dem Augenblicke an, wo seine Sprache ihr specifisch flectirendes Princip annahm, auch die Schriftbildung begonnen, und mindestens als dies Princip in einer genügenden Fülle von Formen verwirklicht war, auch ein vollkommen seinen Sprachlauten anpassendes Alphabet erhalten haben. Kurz die Verwirklichung seiner eigenthümlichen Sprachanlage mußte auch zugleich die Schöpfung eines Alphabets sein. Nun nennt das nur immerhin wieder Chicane; aber besser thätet ihr, ihr suchtet mich zu widerlegen. Oder ist euch nicht bekannt, daß Lepsius, sei es durch eigenes Denken, wie es in der That scheint, oder durch obige Sätze Humboldt's angeregt, eine Ansicht ausgesprochen hat, die der hier aus Humboldt gefolgerten sehr nahe kommt oder mit ihr zusammenfällt? Aus der Geschichte des semitischen Alphabets folgert er, daß seine Anordnung nicht nur nach einem organischen Principe entstanden sei, sondern auch „genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwicklung des Sprachorganismus übereinstimmt“, woraus er weiter schließt, daß es „sich nur allmählich und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet haben kann, wie wir es vorfinden“ (Zwei sprachvergleichende Abhandlungen S. 17. 39.). So lange ihr nicht zeigt, daß eine solche Ansicht sich mit Humboldt's Entwicklung nicht vertrage oder auch nur nicht nothwendig aus ihr sich ergebe, werde ich behaupten, daß Humboldts einlenkende Rücksichtnahme auf äußere Einflüsse bloß aus seiner Reflexion stamme, die wieder nicht die Kraft hat, die geniale Anschauung durchzuführen, wie unter ganz ähnlichem Verhältniß die Reflexion auch rücksichtlich der Sprachbildung sich auf äußere Umstände und eine nicht in der Sprache selbst liegende Schranke beruft, durch welche diese in ihrem Schaffen dennoch bedingt

werde (Einleitung S. CCCXLV.). Ich würde aber auch hier wieder mit Humboldt's genialer Praxis antworten (das. S. CXI): „Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läßt sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen.“ Also muß die Schuld, wie dort in der Sprachanlage, so hier im Wesen der Schrift liegen; es sei denn daß gezeigt wäre, daß solche Hindernisse oder eine mangelhafte Kraft zum Wesen der Schrift gehöre.

Humboldt hat die Consequenz viel mehr geliebt, als man glaubt, und hat, um sie in unserm Falle zu retten und doch der Thatsache, daß die geistvollsten Völker mit den reinsten Sprachen keine Schrift selbständig gebildet haben, gebührende Rücksicht zu schenken, eine Scheidung zwischen innerm und äußerem Alphabet gemacht, deren Berechtigung und Wesen näher zu betrachten ist. Er sagt nämlich (Behstschr. S. 174.): „Bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten, daß auch in ihr eigentlich zweierlei liegt, die Sonderung der articulirten Laute und ihre äußeren Zeichen.“ „Wo auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen durch die hervorsteckende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genießt dasselbe, schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift, eines Theils ihrer Vorzüge.“ So sei es z. B. bei den Griechen gewesen, wie der Rhythmus ihrer alten aus der vor-schriftlichen Zeit stammenden Verse beweist. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgfältige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden, wo ihr gegenseitiges Verhältniß die Regel ihrer Zusammenreihung bildet.“ Das ist gewiß nicht bloß richtig; sondern es liegt hierin abermals ein genialer Blick Humboldt's, aus dem Zusammenhange der Schrift mit den Sprachanlagen folgend, und von derselben Bedeutung für die Erforschung der Schriften, wie seine Erkennung der innern Sprachform für die Betrachtung der Sprachen. Wir fragen aber jetzt nur um so

mehr, warum mußten oder wie konnten solche Völker so lange ohne Schrift bleiben und erst warten, bis man sie ihnen von außen bringen würde, um sie dann allerdings nicht bloß passiv aufzunehmen, sondern der Natur ihrer Sprache gemäß umzugestalten? Warum ist nicht auch bei ihnen geschehen, was wie Lepsius behauptet, bei den Semiten geschehen ist? Humboldt legt fast das ganze Gewicht auf das innere Alphabet, seinen geistigen Theil, und wie ohne diesen die Annahme der Lautbezeichnung nicht den vortheilhaften Einfluß auf die Sprache zu üben vermag, so könne schon dieser allein ohne äußere Schrift wohlthätig auf die Sprache wirken. Nun meint er aber, daß die bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten Völkern schon vor dem Gebrauche einer Schrift gefundene hohe Vortrefflichkeit in der rhythmischen Behandlung der Sprache „unläugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen mußte; und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daß eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in anderen Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muß, was er geistig längst in sich trägt.“

Lepsius kann sich demnach nicht auf Humboldt berufen. Wie hätte dieser nach Obigem der Schrift, insofern sie mehr ist als die bloß innere, den äußern Schriftzeichen, ein organisches, d. h. naturwüchsiges, reflexionsloses, durch unbewußt und mit Nothwendigkeit wirkende Kräfte gebildetes, Werden zugestehen können! Für wen sollen wir uns aber entscheiden?

Mit dem allgemeinen metaphysischen Satze, daß Inneres und Aeußeres relative Begriffe sind, von denen keiner ohne den andern weder wirklich sein noch gedacht werden kann, reichen wir nicht aus, da die Anwendung desselben auf den besondern vorliegenden Fall erst begründet und besonders bestimmt sein will. Wir fragen also, ist rücksichtlich der Schrift das Verhältniß zwischen dem Innern und Aeußern, wie Lepsius will, so eng und unmittelbar, daß jenes sich zu diesem, einem

organischen Triebe gleich verhält, der von dem organischen Stoffe unzertrennbar, ihn schaffend und lediglich in ihm wirkend, mit ihm entstehend und wachsend, an sich eine reine Abstraction der Lebendigkeit von dem todt gedachten Stoffe ist? einer Kraft gleich, die mühelos in ihrem Sein wirkt, oder wirkt, indem sie nur eben ist, deren Sein und Wirken sich deckt? Oder ist ihr Verhältniß vielmehr, wie Humboldt annimmt, so lose, daß das Innere vorhanden sein und sein Aeußeres vom Zufall erhalten sein kann?

Keins von beiden! Gegen Humboldt's Dualismus ist in der That festzuhalten, daß das Innere, sowie es wirklich ist, unfehlbar, dem Triebe gleich, äußerlich sich verwirklichen muß; gegen Lepsius aber — wir lassen hier das semitische Alphabet, worauf er sich als Thatsache stützt, unberücksichtigt; denn Thatsachen beweisen nichts, weil es gar keine gibt, weil das, was man so nennt, allemal schon das Erzeugniß eines objectiv Gegebenen und der subjectiven Auffassung ist, diese aber vor allem den begrifflichen Beweis ihrer Berechtigung fordert — gegen Lepsius also spricht, daß das innere Lautgefühl, auch als kräftigster Trieb gedacht, seine volle Befriedigung in sich selbst findet, d. h. in der Reinheit und scharfen Lautsonderung der Aussprache. Die Finnen z. B. haben, wie kaum ein anderes Volk, das feinste Gefühl für Lautunterschiede; denn nicht bloß haben sie regelmässigen Rhythmus des Verses; sondern die Verschiedenheit der Vocale und die Abstufung der Consonanten nach Härte und Hauch ist in ihre grammatische Flexion als wesentliches Moment eingedrungen; hierin aber lag kein Trieb zur Schrifterfindung; sondern es bewirkte nur, daß das finnische Volk, wie Humboldt sagen würde, „schon vor dem Empfang der Buchstabenschrift eines Theils ihrer Vorzüge genofs.“

Mögen beide das Verhältniß der Schrift zum Sprachtriebe der Völker als noch so nothwendig fassen, sie haben nicht gezeigt, warum dieser nicht in seiner Aeußerung durch die Laüt-

sprache seine Befriedigung findet, sondern noch weiter zur Schrift drängt. Sie haben beide darin gefehlt, nicht bewiesen zu haben, daß das innere, sprachliche Gefühl der Lautsonderung sich zur Schrift in dem unmittelbaren Verhältnisse eines Innern zum Aeußern befindet. Gegen die Annahme dieser Unmittelbarkeit spricht aber die einfache Ueberlegung, daß Alles, was in der Sprachanlage einer Nation liegt, in ihrer gesprochenen Sprache seine vollkommen genügende Aeußerung finden muß, daß also ein feines Articulationsgefühl in der scharf gesonderten Aussprache der Laute aufgehen muß; es kann kein Ueberschufs bleiben für eine ganz verschiedene Thätigkeit, die Schrift. Hiermit stimmt das Beispiel der Völker überein, welche mit dem schärfsten Lautgefühl ohne Schrift waren. Es muß also zum innern Gefühl der Laute, als etwas von ihm verschiedenes und ganz unabhängiges, noch ein Drang zur Schrift hinzukommen. Dieser erst ist der wahre Quellpunkt der Schrift. Er kann allerdings durch äußere, nur nicht — abgesehen von bloßer Uebertragung der Schrift — zufällige Verhältnisse geweckt werden — gegen Lepsius —; er ist aber — gegen Humboldt — wenn das innere Lautgefühl ein inneres, ideelles Alphabet werden soll, ihm selbst ganz unerläßlich und eine erst zu ihm hinzutretende Macht. Die Betrachtung dieses ganz eigenthümlichen Dranges zur Schrift unterlassen zu haben, macht die Inconsequenz Humboldt's, wie die Consequenz von Lepsius ungerechtfertigt. Die Natur dieses Dranges nach seiner Entwicklung und Verwirklichung soll Gegenstand der folgenden Untersuchung sein.

Wir haben oben schon Humboldt's Abhandlung über die Buchstabenschrift mit seiner Einleitung in die Kawi-Sprache zusammengestellt und in beiden denselben oder sich entsprechenden Grundgedanken gefunden. Wir können jetzt hinzufügen, daß, wie in der Einleitung die Auffindung der innern Sprachform, dieses nie genug zu rühmende Verdienst, für seine theoretische Betrachtung dadurch fruchtlos wird, daß er ihr Verhältniß zur Denkform nicht hinlänglich bestimmt oder gar

wieder innere Sprachform und Denkform zusammenfallen läßt, so hier das innere Alphabet zwar gefunden, aber doch wieder mit dem innern sprachlichen Lautgefühl vermischt wird.

Wir halten also wohl das nothwendige Verhältniß der Schrift zur Sprache fest und behaupten ebenfalls, daß der Bildung oder auch nur — wenigstens wenn sie fruchtbar auf die Sprache einwirken soll — Aufnahme einer Buchstabenschrift das Gefühl der gesonderten Laute vorangehen muß, ein Gefühl, welches zur Sprachanlage der Nation selbst gehört und insofern wie die Sprache selbst organisch heißen kann; wir vermeiden aber die Folgerung, welche sich daraus für die unmittelbare Entstehung der Schrift ergäbe, indem wir für die Bildung der Schrift dieses organische instinctive Lautgefühl nicht als hinlänglich anerkennen, sondern dazu noch die Erhebung dieses Gefühls in das Bewußtsein, in die Wahrnehmung fordern. (Nicht die instinctiv sprachliche, sondern die wahrgenommene Lautsonderung bildet das innere Alphabet und ist der Trieb der Schrift. Diese Wahrnehmung der Laute steht zur äußern Schrift in jener unmittelbaren Beziehung eines Innern zum Aeußern; entsteht und wächst mit ihr in gleichem Verhältniß.

Wenn wir das eigentliche Merkmal des Geistes, in seinem Gegensatze zur Natur, in der Freiheit finden; wenn wir die Hoheit der Sprachwissenschaft, die wir mit Humboldt bekennen, darin sehen, daß sie, der Ethik die festeste Grundlage bereitend, durch das Eindringen in das Wesen der Sprache, des Erzeugnisses instinctiver, natürlicher Freiheit, zeigt, daß der Mensch von natürlicher Seite her zur Freiheit bestimmt ist: so soll doch damit keinesweges gesagt sein, daß nicht auch der Geist in seiner Entwicklung, in seinen Schöpfungen an Gesetze gebunden sei. So frei oder zufällig ist ja keine einzige bedeutungsvolle Erfindung gemacht, daß sie nicht noch in den wesentlichen Umrissen des Ganges ihrer Bildung die Natur eines mit Nothwendigkeit sich entwickelnden Werdens

bekundete. Diese Voraussetzung einer gesetzlichen Wirkungsweise des Geistes ist für die Psychologie unerlässlich; sie wird aber erst durch die Ausführung dieser begründet.

Wir beabsichtigen nun hier, indem wir die Schriftbildung als eine geistige That des Menschengeschlechts zu erforschen, den Fortschritt in der Wahrnehmung und Bezeichnung des Sprachlautes darzulegen unternehmen, einen Punkt aus der Völker- oder historischen Psychologie*) zu erörtern. — Je heller die Freiheit, desto dunkler freilich die Gesetze; und die Schrift bietet sich zunächst wenigstens so sehr als das Werk eines bewußtvollen, zergliedernden, Mittel ersinnenden, erfinderischen Geistes dar, daß es scheint, als wagten wir uns hier in das Gebiet, wo der Geist schon mehr in Willkür schaltet, als daß seine gesetzliche Gebundenheit noch erkennbar wäre. Wenn wir auch festhalten, daß der ursprünglichste Grund zur Schrift in der Sprachanlage des Volkes liegt, so haben wir nach der obigen Erörterung doch mehr darauf zu achten, wie der besondere Drang der Schrift sich gestaltet; und ist dieser auch nichts Aeufserliches, Zufälliges, sondern liegt er im Inhalte und in der Entwicklungsstufe des Geistes selbst, so ist diese Stufe, auf welcher er wirklich wird, doch eben nicht die erste. Wie es scheint, mußte ein Volk, welches Schrift bilden konnte, abgesehen davon, daß seine Sprache schon ihren bestimmten Stamm-, Familien- oder noch engeren Typus tragen mußte, nicht bloß ein gewisses Zusammenleben nur überhaupt kennen, nicht bloß gewisse religiöse Vorstellungen besitzen, sondern auch schon über das Unentbehrliche des menschlichen Lebens hinausgehende, selbstgeschaffene, bewußte Bedürfnisse haben, mußte also schon auf den ersten Stufen der Civilisation stehen, staatliche Einrichtungen, eine gegliederte Gesellschaft, eine Gesetzgebung kennen. Es mußte Thaten vollbracht haben im Reiche des Ge-

*) Ueber diese neue Disciplin der Völker-Psychologie kann ich nur verweisen auf einen im Deutschen Museum 1851 abgedruckten Aufsatz meines Freundes Lazarus, wünschend und hoffend, daß es ihm bald gelinge, jene durch eine den gegenwärtigen Verhältnissen gemäße Lösung der dort gestellten Aufgabe sicher zu begründen.

dankens und der Wirklichkeit und vom Streben ergriffen sein, die Hinfälligkeit des Menschen und seines Werkes durch Verehrung seines Andenkens zu überwinden. Wie viele Völker sind von der Erde geschwunden, wie viele Völker gibt es noch heute, welche diese Vorbedingungen zur Schriftbildung nicht erreicht haben! Diese Bedingungen sind aber unerlässlich; denn man konnte nicht schreiben wollen, bevor der Aufzeichnung Werthes geschehen war. Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Krämmer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige.

Wie nun ferner der Schrift so manches vorausgehen mußte, so war bei ihrer Bildung selbst jeder Schritt nur durch absichtliches Sinnen auf Mittel und Wege zu ermöglichen. Es liegt in der That eine gewisse Erkenntniß in der Schrift und außerdem noch eine andere von jener verschiedene Seite, nämlich die Versinnlichung der Erkenntniß durch äußerliche, sichtbare Zeichen. Es kommt hinzu, daß der Gegenstand, auf den das Sinnen gerichtet war, die Sprache ist, also etwas Innerliches, das selbst in seiner äußern Erscheinung, raumlos, ein schnell dahin fliegendes Sein in der Zeit hat, also dem Nachdenken so geringen Angriffspunkt bot; — ein Wesen, dessen Elemente, die Laute, so in einander verfließen, daß die Scheidung derselben nur durch die sorgfältigste und geübteste Beobachtung zu vollziehen war.

Es ist uns hier nicht darauf angekommen, zu zeigen, wie schwer die Schrifterfindung gewesen sein müsse, und daß sie darum nur in langer Zeit habe zu Stande kommen können; sondern nur das wollten wir uns vorhalten, daß sie ein bis zu einem gewissen Grade schon entwickeltes Bewußtsein, Erwägungsfähigkeit vorauszusetzen, und also zu wenig an psychologische Gesetze gebunden zu sein scheine, nicht nur um ein organisches Produkt genannt werden zu dürfen, sondern auch nur um einen allgemeinen Gang derselben als aus der Natur des menschlichen Geistes und der Sache mit einer gewissen Nothwendigkeit sich ergebend zeichnen zu können.

Andererseits aber zeigt der Umstand, daß die Schrift

aus einer jenseits aller Geschichte liegenden Zeit stamme; daß keine zuverlässigen Berichte über ihre Entstehung und Fortbildung vorliegen, ihr Ursprung vielmehr in das Dunkel der Sage gehüllt ist; daß wir sie blofs fertig kennen und ihr Werden, wie das erste Werden einer Naturgattung, des Menschengeschlechts, der Völkergruppierung, der Sprache, der Religion, nur aus den vorliegenden Thatsachen rückwärts zu erschließen vermögen: alles dies zeigt an, daß auch die Schriftbildung als eine Urthat des menschlichen Geistes, als etwas zum Wesen, zur Substanz des Geistes unmittelbar Gehörendes, daher aber auch als mit einer gewissen Nothwendigkeit auftretend und sich bildend anzusehen sei. Ist auch die Schrift eine Erkenntniß und keine instinctive, so kann sie doch nicht von einer schon bestehenden Cultur und Civilisation erfunden sein, der sie ja vielmehr vorangehen muß; sie muß eine Erkenntniß ganz eigenthümlicher Art sein.

In Wahrheit, wie die Schrift ihrem unzeitlichen Begriffe nach die unerläßliche Ergänzung des fliegenden Wortes ist, so ist sie es auch in der zeitlichen Entwicklung des Menschengeschlechts; und wenn das Werden der Sprache so sehr mit dem des Geistes selbig ist, daß weder dieser vor jener noch umgekehrt jene vor diesem ist, wenn vielmehr das Werden der Sprache und das des Geistes durchaus Eins ist: so fällt die Entstehung der Civilisation und Cultur so vollständig mit der Schriftbildung zusammen, daß vor dieser jene nicht vorhanden sein konnten, und diese selbst als das erste Hervorbrechen jener, als ihre erste Grundlage gelten muß. Die Schriftbildung zeigt uns das nothwendige Werden der Civilisation und Cultur, nach welcher diese erst ihren freiern Lauf nehmen können. So liegt hier eine ganz ähnliche Schwierigkeit vor, wie bei dem Begreifen der Sprachschöpfung. Wie diese den Geist voraussetzt, der doch wieder vor der Sprache undenkbar ist: so kann man die Schrift nicht ohne Civilisation und Cultur und diese nicht vor der Schrift da sein lassen, muß diese aus jener und jene aus dieser erklären. Die Kreisbewegung, in welcher man bei der Betrachtung der Entstehung der Sprache

immer von dem einen Moment zum andern als dem schöpferischen, erzeugenden Vorgänger hingewiesen wird, wiederholt sich uns hier und ist auch hier nur dadurch zu bannen, daß man das eine in das andere setzt, die Entstehung des einen im andern erkennt, das Werden beider in Eins fallen läßt.

Was wir oben als Vorbedingung der Schriftbildung erwähnten, muß also nach der soeben gegebenen Darlegung die Beschränkung erfahren und darf in Wahrheit nur den Sinn haben, daß der geistige Zustand eines Volkes, welches jene That eben zu vollziehen hatte, wenn auch noch kein wirklich civilisirter und cultivirter, allerdings doch ein ganz anderer gewesen sein mußte, als der der wilden Völker, die nie zu einer wirklichen Schrift, also nie zur Cultur gelangt sind: ganz wie im ähnlichen Falle der Zustand des Wesens, welches Sprache schaffen sollte, noch kein wirklich menschlicher, aber darum doch auch kein thierischer sein konnte. Wenn wir an einem andern Orte (vergl. unsern Aufsatz: Ueber die Sprache der Taubstummen, Deutsches Museum 1851. S. 908. ff.) den Unterschied zwischen dem vorsprachlich gedachten menschlichen und dem thierischen Zustande darzulegen suchten, so könnte man hier erwarten, wir sollten den Zustand der cultivirten Völker vor der Schrift mit dem der Wilden vergleichen. Wir wüßten aber nichts weiter zu sagen, als daß jene weit besser organisirt, geistiger sind, wie sie auch eine höhere Sprache, höhere religiöse Anschauungen u. s. w. haben. Nur kann weniger aus diesen Schöpfungen des Geistes die darauf folgende Schriftbildung erklärt werden; sondern immer zum geistigen Urquell des Volkes zurückgehend, haben wir die höhere Vortrefflichkeit derjenigen Ausflüsse, welche sich im Wesentlichen, aber unvollkommener auch bei Wilden finden, wie das Vorhandensein anderer höchst bedeutsamer, welche bei Wilden gar nicht sind, nur aus dem Vorzuge jenes Urquells zu erklären; und wenn auch diese verschiedenen Ausflüsse nicht gleichgültig neben einander laufen, doch vorzüglich jedem seinen besondern Quellpunkt anzuweisen und in

seinem selbständigen Laufe zu verfolgen. Wie die Sprache das Heraustreten aus thierischem Zustande in menschlichen ist, so die Schrift der Uebergang aus menschlicher Wildheit in Civilisation. Dieser, wie er in der Schriftbildung vorliegt, ist eine mit Nothwendigkeit erfolgende Bewegung, die auf ihrem eigenen Boden vor sich geht und aus sich selbst zu erklären ist. Da wir übrigens nicht unterlassen dürfen, die Anfänge zur Schrift bei den Wilden zu betrachten und dieselben Anfänge als erste Keime zur Schrift bei den Völkern, welche wirklich Schrift erhalten haben, wiederfinden, so werden wir in der Vergleichung dieser Anfänge den Unterschied zwischen wilden und, zwar noch nicht civilisirten, aber zur Civilisation bestimmten Völkern, darzulegen Veranlassung haben.

Die folgende geschichtlich-psychologische Untersuchung wird, hoffen wir, diese allgemeine Betrachtung eben so sehr bestätigen, als sie durch dieselbe ihre wahre Bedeutung erhält. Wenn wir nämlich den Gang der Schrifterfindung bei mehreren, vorzüglich aber zwei Völkern untersuchen, bei Chinesen und Aegyptern, die durchaus in keiner geschichtlichen Verbindung standen; wenn wir bei beiden auf Thatsachen stoßen, die ganz auffallend scheinen, aber neben und trotz aller Verschiedenheit beider Schriftarten eine in Verwunderung setzende Gleichheit zeigen: so wird man hieraus die genügende Bestätigung entnehmen, dafs die Schriftbildung nach gewissen Gesetzen des menschlichen Geistes, die den Völkern als Menschen inwohnen mußten, vor sich gegangen sei, wie wir oben aus allgemeinen Gründen annahmen; und dafs sie nicht sowohl das Werk eines künstelnden Grübelns ist, wodurch nie eine grofse weltgeschichtliche That hervorgebracht ist, am wenigsten eine Urthat, wie die Schriftbildung, als sie vielmehr eine nothwendige und sehr charakteristische Stufe in der Entwicklung des menschlichen Geistes bezeichnet.

Hierdurch wird nun aber gar nicht erfordert, dafs ihr Gang ein durchaus einfacher habe sein müssen; die natürliche Entwicklung schließt mannigfache Verknüpfungen viel weni-

ger aus als ein: zumal da das, was wir heute einfach nennen für den Geist in seinem ursprünglichen Zustande oft das geradezu Unmögliche ist, wie für uns heute unmöglich, was einst nothwendig.

Ob man die Schrift eine Erfindung nennen solle oder könne, darüber mögen wir nicht streiten, wenn man nur festhalten will, daß sie nicht eine Erfindung wie das Feuerge-
weh und die Dampfmaschine ist. Ihr Werden ist freilich eben so wenig in der Weise organisch und nothwendig wie das der Sprache; das Bewußtsein aber hat ja verschiedene Stufen der Klarheit und überall sind Uebergangspunkte, die immer die anziehendsten Erscheinungen darbieten. Die Schriftbildung ist ein solcher. Sie geht gar nicht mehr auf dem Boden des Instinkts vor sich, sondern ist das eigentliche Losreißen und Erheben von demselben.

Vor allem haben wir noch den Begriff und die Factoren der Schrift näher zu bestimmen. Um eine Definition zu geben, die allerdings in Wahrheit nur in der ganzen folgenden Entwicklung liegen kann, würden wir sagen, Schrift sei die Uebertragung der Sprache*) aus dem Reiche des Ohrs in das des Auges; oder Andeutung der Rede durch sichtbare Zeichen; oder am allgemeinsten: theoretische Mittheilung durch den Gesichtssinn. Man wird diese Definitionen, die auch gar nicht neu sein sollen, zu eng und zu weit finden; es kann uns wenig an ihnen liegen. Sie sollen nur zur Anknüpfung des Folgenden dienen. Wie man sie nämlich auch geben mag, immer wird man in der Schrift drei Factoren unterscheiden, parallel denen, die auch in der Sprache und der künstlerischen Darstellung liegen, nämlich: die Rede oder das Mitzutheilende,

*) Humboldt (Zsh. d. Schrift S. 5.): Da „auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet (nicht eigentlich Laute) ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer cinigermassen bestimmte Worte in cinigermassen bestimmter Folge zum Grunde liegen“, so „ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andere Sprache (man denke nur an die Zahlzeichen) oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden.“ In der andern Definition, die wir gaben, haben wir doch den Ausdruck Rede vorgezogen, weil er sowohl den Inhalt als die sprachliche Darstellung bezeichnet, also unbestimmter ist.

ferner das sichtbare Zeichen oder die äußere Form der Schrift, und die innere Schriftform oder die Weise, nach welcher die Rede als etwas äußerlich zu Bezeichnendes aufgefaßt wird. Wie für die Erforschung der Sprache weder der Gedankeninhalt, noch der äußere Laut, so ist auch für die Schrift weder der darzustellende Inhalt, noch das äußere Zeichen das wahrhaft Wesentliche; sondern wie dort die innere Sprachform, so hier die innere Schriftform. Wir haben aber auch hier festzuhalten, was als Axiom für die Erforschung jedes Innern feststehen muß, daß in diesem nur sein kann, was in einer äußerlichen Form ausgeprägt ist.

Hieraus folgt allerdings gegen Humboldt, daß weder die Griechen noch sonst ein Volk das innere Alphabet besaßen, bevor sie das äußere hatten, eben weil sie dieses noch nicht hatten. Lautgefühl ist noch nicht Lautwahrnehmung; sondern diese ist das in das Bewußtsein erhobene Gefühl. Wir wiederholen, Schrift ist eine zergliedernde Erkenntnis, die aber so lange noch nicht dasein kann, als das äußere Zeichen für dieselbe fehlt.

Was werden wir aber Humboldt entgegen, wenn er uns auf Homer und wo sonst noch Rhythmus vor der Schrift sich findet, verweist? Daß auch hier nur Gefühl der Lautverhältnisse, nicht bewußte Wahrnehmung vorhanden ist. Etwas Anderes ist, einen guten Vers machen, etwas anderes ihn scandiren. Nicht nur haben die Homeriden keine Vorlesungen über Metrik gehört, sondern auch zu allen Zeiten haben die Dichter den Vers im Drange des Gefühls gebildet und nicht erst nöthig gehabt, sich von der Richtigkeit desselben durch Abzählen der Silben zu überzeugen. Die Form des Verses geht von dem auf das Lautgefühl und die laut- oder sprachschaffende Kraft selbst sich erstreckenden Schönheitssinne aus, ohne eine bewußte Sonderung der Laute voranzusetzen. Das Bauen des Verses ist künstlerisches Gestalten; das Alphabet ist erkennendes Scheiden. Der Hexameter ist dem homerischen Dichter oder überhaupt ein bestimmter Vers dem Dichter nicht eine aus so oder so vielen, in dieser oder jener Ordnung aneinander gereiheten, Sylben bestehende Zeile, sondern

ein so oder anders auf sein Gefühl wirkender einheitlicher Lautcomplex, dessen Bestandtheile er nicht auseinander löst. Dieses Unterscheiden quantitativer Verhältnisse als einheitlicher Ganzen nach ihrer quantitativen Wirkung auf das Gemüth, das eben darum kein Messen ist, welches ein Zusammensetzen aus Einheiten enthält, ist eine der anziehendsten psychologischen Erscheinungen und bildet ein Analogon für unsere Unterscheidung der Töne nach Höhe und Tiefe. Obwohl nämlich dieser Unterschied lediglich auf Zahlenverhältnissen beruht, auf der Anzahl der Schwingungen des tönenden Körpers in einem bestimmten Zeitraum, so fassen wir die verschiedenen Töne im Gehörgefühl doch durchaus als qualitativ verschiedene Einheiten auf. Wie die Akustik sich zu unserm Ohr verhält, so die Metrik zu des Dichters verschaffender Kraft. So wie wir nicht zu wissen brauchen, worauf Höhe und Tiefe der Töne beruht, um sie aufs schärfste zu unterscheiden, so brauchte der Dichter nichts von Metrik zu verstehen, brauchte kein zeichenloses Alphabet im Kopfe zu tragen, um die Verschiedenheit der Versmaße zu fühlen. Das Alphabet aber wäre als erster Schritt der Metrik anzusehen.

Die Entwicklung der Schrift als einer allgemeinen, geschichtlich psychologischen Erscheinung beruht vorzüglich auf der immer vollkommener werdenden innern Sprachform, bis sie zum innern Alphabete wird. Die Stufen dieser Entwicklung sind in den verschiedenen Schriftarten der Völker, wie die Entwicklung der Sprachidee in den verschiedenen Sprachen gegeben.

Der Unterschied der Schriftarten liegt, wie Humboldt (Zsh. d. Schrift S. 5.) sagt, „in der größern oder geringern Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform“ d. h. in dem Grade der Bestimmtheit, in welcher die dem Gedanken durch die Sprache verliehene Form bezeichnet wird. Diese Erklärung des von Humboldt gebrauchten Ausdruckes läßt sich aus ihm selbst, bloß lexikalisch und grammatisch genommen, nicht begründen; wohl aber läßt sich aus dem Zusammenhange des Ganzen zeigen, daß dies Humboldt's Meinung war, und daß er dies hat sagen wollen müs-

sen. Der folgende Zusatz: „und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe (die Gedankenform) auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind“, fügt nichts eigentlich Neues hinzu, sondern spricht nur eine unmittelbare Folge des Vorangehenden aus. Wir fragen aber weiter, worauf die gröfsere oder geringere Bestimmtheit der Bezeichnung und Treue der Mittheilung beruht? Hierauf läfst sich Humboldt nicht näher ein; er hielt wohl diese Frage schon für beantwortet mit dem ausgesprochenen Zusammenhange der Schrift mit dem Sprachsinne des Volkes. Dieser Zusammenhang aber ist, wie wir gesehen haben, kein so naher, wie er annahm. Indem er in der theoretischen Erörterung von dem äufsern Schriftzeichen zum Sprachsinne eilte, übersprang er die innere Schriftform, wie bei der Betrachtung der Sprache die innere Sprachform, hob aber in der praktischen oder historischen Untersuchung beide hervor, jene z. B. in dem Briefe an Jaquet, wo jedes Alphabet, wie jede Sprache ein System genannt wird, das aus einem Principe entwickelt worden sei (S. 92.). Wie die innere Sprachform das Princip ist, nach welchem die Kategorien der sprachlichen Auffassung der Objecte oder vielmehr der von diesen gewonnenen Anschäunngen gebildet werden, so die innere Schriftform das Princip, nach welchem die Rede sichtbar gemacht wird*), Von diesem Princip hängt die Stufe ab, welche eine Schrift in der Reihe der Entwicklungsformen der Schriftidee einnimmt.

Diese Reihe läfst sich in einer Classification der Schriftarten darstellen, wie die Entwicklung der Sprachidee in der der Sprachen. Wir wollen sie hierher setzen, weil sie dazu dienen wird, die Uebersichtlichkeit des Folgenden zu vermehren. Wir bemerken nur noch zum vorläufigen Verständniß, daß wir mit Humboldt Figuren von Bildern scheiden: während nämlich diese einen leicht erkennbaren Gegenstand darstellen, erscheinen jene als bedeutungslose Zeichen, sei es nun, daß sie dies schon ursprünglich waren oder durch Entstellung

*) Innere Form und Princip der Sprache oder Schrift sind selbig und nicht selbig; sie verhalten sich nämlich zu einander wie die Gesamtheit der Einzelnen zum Allgemeinen. Diese Andeutung möge genügen, da hier nicht der Ort zur weitern Ausführung dieses Punktes ist.

aus Bildern geworden sind. Unter Ideenschrift verstehen wir die Darstellung von Gedanken, welche diese ohne Vermittlung der Sprache wiedergibt. Sobald aber die Schrift alphabetisch geworden ist, nennen wir die Figur Zeichen.

A. Ideenschrift.	1. Ideenschrift durch Bilder	(a) rein	in Nordamerika und Sibirien u. s. w.
		(b) gemischt mit 2. 3.	Mexico.
B. Lautschrift.	2. Ideenschrift durch Figuren	— Knotenschnüre	Peru.
		3. Lautschrift durch Bilder (nur gemischt)	—
C. Alphabetische Schrift.	4. Lautschrift durch Figuren (gemischt mit 2.)	—	China (Wortschrift).
		5. Sylbenschrift.	(a) durch Bilder nur gemischt Japan. (b) durch Figuren oder Zeichen Aegypten.
	6. Buchstaben-schrift.	(a) durch Bilder (gemischt mit 1. 2. 5a)	die Keil- u. indischen Schriften.
		(b) durch Zeichen (gemischt mit 5b)	(c) rein durch (α) mit mangelhaft. Vocalen. die asiat. semitischen. Zeichen (β) mit vollkomm. Vocalen. die europ. semitischen.

Die Congruenz dieser Schrifteintheilung mit meiner Sprach-eintheilung, wie mit der geschichtlichen Bedeutung der genannten Völker, leuchtet von selbst ein. Ferner bemerkt man leicht, daß die drei ersten Classen von den folgenden durch eine wirkliche Kluft geschieden sind. Ich hätte dies schärfer bezeichnet, wenn ich streng logisch nicht eine Dreitheilung, A. B. C., sondern eine Zweitheilung in Ideen- und Lautschrift und diese in zwei Unterabtheilungen, Wort- und alphabetische Schrift eingetheilt hätte. Durch die Dreitheilung wird aber jene Kluft gemildert, und die chinesische Schrift darf in der That nicht so eng mit den folgenden zusammengefaßt werden, wie diese mit einander, in historischer Hinsicht nicht minder, als in principieller.

Verfolgen wir jetzt die Schriftarten nach der oben angedeuteten Auffassung.

Ideenschrift.

Es entsteht mit Recht die Frage, in wie fern wohl die reine Ideenschrift durch Bilder Schrift genannt werden kann, da einerseits dieselbe mit der Malerei zusammenzufallen scheint, und andererseits die Gebärdensprache eben so gut Schrift genannt werden könnte. Humboldt bemerkt hierüber (Zush. d. Schr. mit d. Spr. S. 4.): „In der That ist die von Lauten entblößte Gebärde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung ohne Laute gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Gedankenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.“ Thut aber der Sprachgebrauch recht hieran? oder ist im Gegentheil die Gebärdensprache als eine lautlose Gedan-